

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Abt.-Redakteur: Jakob W. Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Die unentgeltlich eingehende Beauftragung über-
nimmt die Redaktion Bestenverantwortung.

Ich bin ein Preuze —!

In den Ohren klingt dir's wie Trommelwirbel und Klang der Hängelöhner, und stolzer hebst du dein Haupt. Du bist zwar längst nicht mit allen zufrieden, was heute unter dem Namen Preußen geht. Aber du weißt: das Volk hat schon trübere Tage gelebt und hat sich doch immer wieder durchgeredet, mit jeder Geduld und unerschütterlicher Besenkaft. Das ist es ja gerade, worauf du stolz bist, und dich will bedanken, die Zeit sei schon längst reich, überseht dafür, daß dies fleißige und geduldige Volk der Preußen wieder Licht und Luft bekomme, um seine besten Kräfte freier zu regen und zu frischer Blüte zu entfalten.

Mein Sohn, du bist mir herzlich lieb.
Dir mangelt die Enghaltnisart.
Entschäm dich das Vergnügen
An Dingen, welche wir nicht kriegen.
Wir nicht, sondern die anderen. Das kann dir gar nicht oft genug gesagt werden. Wilhelm II. hat einmal behauptet, Preußen habe sich groß gehungert. Es ist etwas dran. Aber der uns das Hungern beibrachte, der alte Feind, hat wenigstens mitgehungert, und zwar nicht immer nur bildlich. Fürstentum und Adel, Bürger und Bauern, sie alle haben während der sieben Jahre lernen müssen, den Schwammtrinken enger zu schnallen. Und auch nachher hat im Preußen von damals niemand in Saus und Braus gelebt. Das Volk hat's geduldig getragen im Gefolge, daß es nicht so sein mußte, wenn man's zu etwas bringen wollte in der Welt. Gehalt und Gehalteten haben das harte Regiment des Stiefers auf dem Rücken wie die Bärenhäuter, bis hinauf zu den nächsten Verwandten des einarmigen Königs.

Die haben sich nach seinem Tode denn auch rechtlich gefordert. So rechtlich, daß schon 20 Jahre nach des alten Feindes Tode wieder ein großer Arzt kommen und eine neue, erheblich strengere Hungerkur verordnen mußte. Wiederum hungerte das Preußenobst getreulich mit seinem Königsheute und schickte sich in gewaltiger Anstrengung die Fremdbestehung ab. Dabei aber war ihm doch der Hunger nach Freiheit und Selbstbestimmung erwacht, und auf der Höhe der allgemeinen Begeisterung hat sich sogar der nächste König ein Wort entschließen lassen, das als das Versprechen einer Verfassung verstanden wurde.

Hinterher aber fanden er und seine bureaukratischen und feudalen Ratgeber, es läßt sich doch besser sein, das Volk noch eine Weile nach politischen Rechten weiter hungern zu lassen. Schon damit es nicht übermäßig werde und sich einbilde, daß es auch etwas zu beuten habe im Staate. Und das Volk hungerte geduldig weiter. 30 Jahre lang. Dann riß ihm zum erstenmal die Geduld, es wollte sich nicht länger narren lassen, während anderen Völkern, auch in Deutschland, längst die Stunde politischer Mündigkeit geschlagen hätte. Im ersten Schreden über den Sturm des Unmuts, der damals ausbrach, wurde ihm auch eine gar nicht so üble Verfassung verliehen. Nachdem sich aber der Sturm gelegt hatte, fanden die Ratgeber wieder, man sei doch wohl etwas voreilig gewesen, und revidierten während der letzten Jahre Friedrich Wilhelms IV. wiederum, was das Zeug halten wollte.

Geduldig hat das Preußenobst auch das getragen. Zwei Menschenalter lang hat es sich das „etenesse aller Wahrscheinlichkeit“ gefallen lassen. Ein Exempel, das es nicht unterlassen hat, drei Viertel der Wahlberechtigten das Wählen gänzlich zu ver-

leiden. Dann fand der König von Preußen, eine zeitgemäße Reform dieses Systems sei denn doch eine der dringlichsten Aufgaben der Gegenwart“ geworden. Daß er diese Ansicht in einer Thronrede niederzulegen wagte, kostete ihn seinen ersten Ratgeber. Trotzdem machte sich der Nachfolger daran, das Herr v. Bethmann des Königs einzulösen. Ihm hatte er die wunderliche Meinung, es nur mit Zustimmung derer einzuführen zu wollen, die seinen Vorgänger gestürzt hatten, weil es gegeben worden war!

Herr v. Bethmann Hollweg wollte die Geduld des Preußenobsts dadurch belohnen, daß er ihm die direkte Wahl zugestand. Die regierende Mehrheit aber wollte nicht, daß Herr v. Bethmann sich der indirekten Wahl, dieses Paladiums des Rücktritts, entsäuere. Sie war aber nicht abgeneigt gewesen, die öffentliche Wahl zur Hälfte preiszugeben, wenn nur sonst alles beim alten bliebe.

Doch das feiner wollte leben.
Doch der andere für ihn jahle.
Zählte feiner von den beiden.

Das geduldige Preußenobst war wieder einmal der Gezwungene. Denn Ministerpräsident und regierende Mehrheit saßen bald förmlich überein: dies Volk, das im Hungern nach politischen Rechten eine so weitgehende Übung habe, konnte recht wohl noch eine Weile weiter hungern. Ueber den Stein, den man ihm statt des Brotes politischer Gleichberechtigung hatte reichen wollen, hatte man sich zwar nicht einigen können. Aber darin war man doch einig, daß dreiviertel des Preußenobsts weder reich noch würdig seien, in Preußen die gleichen politischen Rechte auszuüben, die ihnen in Reich und Ausland zufließen. Zu fragen, warum du solche Mißachtung verdient habest? Du warst nicht vorfindig in der Wahl deiner Eltern, mein Sohn. Warst du vor mehr als vierzig Jahren als Fran- zose auf die Welt gekommen, im Elsaß oder in Lothringen, dann fönntest du es erleben, daß der preussische Ministerpräsident in seiner Eigenschaft als deutscher Reichskanzler sich demnächst in eigener Person um deine elementarsten politischen Rechte bemüht. Derselbe Mann, der die die volle Freiheit und Unabhängigkeit der Wahl nicht ausgeben will, weil du ein Preuze bist, würde dann auch für dich im Namen der verbandelten Regierungen das geheime Wahlrecht fordern. Derselbe Mann, der dich in die gottgewollten Abhängigkeiten des Klassenstimmens eingekerkert halten will, weil du ein Preuze bist, würde dann auch dir die gleichen Grundbedingungen des Wählens zubilligen, wie dem geborenen Bürger erster Klasse. Derselbe Mann, der dich auf unbestimmte Zeit will weiter hungern lassen, dieweil du als Preuze darin nicht reich wie sein anderer, würde dann eine, seiner Meinung nach recht reich gefüllte Kompottschüssel politischer Rechte vor dich hinstellen, mit der freundlichen Aufforderung, dich zu bedienen.

Wenn die Verfassungsreform für Elsaß-Lothringen so oder so Geseh geworden sein wird, dann wird man im Zeitfuss die Rechte zwei Klassen von Staatsbürgern haben. Zur einen werden die gehören, denen man vertrauensvoll wenigstens eine mehr oder minder große Mitspracherechtigung auf die Staatsbürgerlichen Rechte gegeben hat, die rings umher zu den selbstverständlichen Erfordernissen eines Kulturlandes gehören. Zur anderen Klasse — wirst du gehören, mein Sohn. Weil du ein Preuze bist. Und außer dem Elsaß auf dem Preußenkontinent auch das hiesige, politische Hungerland in die Klasse gelangt bekommen hat. Daß es dir nicht verloren geht, darum sind alle „Staatsbehörden“ im Lande Preußen nun

seit nahezu hundert Jahren ängstlich besorgt und bemüht, und der Reichskanzler ist nicht der Mann, mit einer schwindenden Heberlieferung vorzeitig zu brechen. — Sei ihm dankbar, mein Sohn!

Paul Harms.

Die deutsch-englischen Entschädigungsverhandlungen. Eine offiziöse Note.

Seit Jahr und Tag schreibt, wie bekannt, zwischen der englischen und der deutschen Regierung die Angelegenheit der Schadenersatzzahlung für die während des Burenkriegs geschädigten deutschen Anleher in Britisch-Südafrika. Ueber das Resultat oder vielmehr die Resultatlosigkeit dieser Verhandlungen veröffentlicht das Organ des Auswärtigen Amtes, die „Nordd. Allg. Ztg.“ in ihrer gestrigen Nummer eine Mitteilung, deren Form besonders nach den jüngsten Erklärungen des Reichskanzlers über die Befriedigung der „englischen Anleher“ zwischen Deutschland und England aberselbstig wirken konnte. Durch die Veröffentlichung auf der Spitze des offiziellen Organs wird diese Note möglicherweise als terminus ad quem wirken, als ihre Autoren es vermutlich beabsichtigt haben. Der Wortlaut ist folgender:

Die britische Regierung hat sich nunmehr in der Frage der deutschen Schadenersatzansprüche aus dem britisch-südafrikanischen Anleher erübrigt. Sie lehnt ein Eingehen auf alle Reklamationen, die jezeitigt den in Britisch-Südafrika eingeleiteten britischen Kommissionen unterbreitet worden sind, ab und ist hinsichtlich dieser Reklamationen auch nicht bereit, dem deutschen Antrag auf Überweisung der Angelegenheit an den Ständigen Schiedshof im Haag zu entsprechen. Nur für einige Fälle, welche den Kommissionen in Britisch-Südafrika nicht vorgelegen haben, erkennt sie an, daß es sich um eine Rechtsfrage handelt, und will diese dem Haager Schiedshof unterbreiten.

Das Auswärtige Amt hat die beteiligten Deutschen mit Nachsicht versehen. Es gebietet die Angelegenheit bei der britischen Regierung weiter zu verfolgen und wird näheres darüber mitteilen, sobald die englische Regierung von den beschiedigten Seiten unterrichtet sein wird. Es geht nicht an, wie man sie sonst nur zu wählen pflegt, wenn man den Eindruck erwecken will, als läge eine wesentliche Verhandlungswelle einer anderen Regierung, ein Konfliktstoff vor. In Wirklichkeit handelt es sich dabei nur um eine juristische Meinungsverschiedenheit. Das Auswärtige Amt wird sich nicht darüber besorgen können, wenn die abteilung zu sich hält, hierzulande zu einer wenig erhellenden englischen Arbitration ausgenötigt werden sollte. In der Tat ist man, wie uns von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, in Berliner leitenden Kreisen darauf gefaßt, daß die Ulldeutschen die Mitteilung der „Norddeutschen Allgemeinen“ zum Gegenstand einer chauvinistischen Agitation machen werden. Doch wird dazu verhofft, man werde gleichwohl der Angelegenheit ruhig gegenüber und betrachte sie im wesentlichen nur als eine juristische Angelegenheit. Die englische Regierung wolle die juristische Seite der Angelegenheit nicht an Transaktionsgesprächen deutschen Anleher nicht anerkennen, aber sie glaube, daß in vielen Fällen die Gründe der Menschlichkeit in ebenso hohem Maße in Betracht kommen als die des

Dezemberwetter.

von Karl Ettlinger (München).

Baron v. Münchhausen schloß sich ein neues Glas Punsch voll, hat einen kräftigen Zug an seiner Zuspitze, lehnte sich weit im Sessel zurück und fuhr in der Erzählung fort: „Der Mai ist der Liebdesmonat der Dichter, der Dezember ist der Liebdesmonat der Apotheker. Ich habe, weiß der Himmel, schon viel von der Witterung zu leiden gehabt: in Afrika ging meine Nase durch die Stiefelsohle von fetter Loh und die Nase blüete das Punsch, das gerade aus dem Ei trock, das ich zum Frühstück aß; in Oranienland war eine solche Sundeblüte, daß wir, um uns zu erwärmen, in einen Gießkanne schlüpfen: eine Gorpune, die ich nach einem Maßfisch wuß, blieb in dem starrefrorenen Nebel hängen; die Gismos stahlen uns unsere Zintenlöffel und löselten den Inhalt als Zinteneis; es wurde ihnen so viel davon, daß jeder drei Vogen Schöpfpapier hinterher versetzen mußte: Ja, die Witterung hat mir schon viel mitgespielt! Aber das Schlimmste war doch ein Dezember in München.“

Der Baron v. Münchhausen fährte sich durch einen kräftigen Schud zu neuen Wahrheiten und erzählte weiter: „Am fünften Dezember traf ich in München ein. Ich konnte mich dem Götterporier leicht verständig machen, denn ich spreche perfekt englisch. Der fünfte Dezember war ein herrlicher Frühlingstag. Die Sonne brannete brennend vom Himmel, daß die letzten Leute ohne Verzeas ausgingen können. Ja, alle Mühseligkeit verbannte so fabelhaft schnell, daß ein reichgefüllter Maßfisch beim Entsetzen des Deckels nur noch dreiviertel Liter enthielt. Mir schmolz, während ich gähnte, eine Goldpflanze. Auf den Straßen fielen die Leute Mäntelchen. — kurz, der fünfte Dezember war ein prächtiger Sonntag. Ich zog mir den leichtesten Sportanzug an, den ich bei mir hatte, und machte einen kleinen Rummel durch die Stadt. — Ueberall Frühjahrsrotelosen. In den Mäntelchen fanden die neuen Maßfische im Schaulocken, die Maßfische hatten wegen Verkaufsmöglichkeit geschlossen. Ich schloß die Nacht bei offenem Fenster, ohne Kissen und Decke. Als ich am Morgen des sechsten Dezember aufwachte und mich die Augen reiben wollte, fuhr ich entsetzt zurück. Was meinen Sie, was an meiner Nase hing? Ein Gießkanne! Ich sprang mit einem Maßfisch aus dem Bett und sofort mit einem anderen Maßfisch wieder ins Bett zurück: in meinem Zimmer lag der Schnee einen halben Meter hoch! Verdorft schloß ich dem Zimmerabzug. Sie kam in einem dicken

Wels, auf Schittschüssen. „Ja“, meinte sie auf meine Frage, „das Mäntchen Dezemberwetter ist nicht anders! Bei uns weilt das Wetter bei einem Stillsitzen. Das Quecksilber im Thermometer legt täglich alles in allem gerodet, auf eine Meile zurück!“

Eine Stunde später wandelte ich als Gismo durch die Straßen. In den Maßfischkästen fanden die neuesten Wintermäntel im Schaulocken, die Mäntelchen hatten geschlossen. Wo die Leute gefahren Meidlich gefaßt hatten, liefen sie heute St. Ein Mädchen, dem es am fünften Dezember frühgeplündert Weichen abgehaut hatte, verfolge mich am sechsten Dezember mit gebrochenen Kaskanen. Am Januarer hatte ich gefahren laudend die belagerte behördliche Warnung gelesen: „Das Verboten der Gießfische ist unterfagt.“ — heute los ich: „Verboten im freien Verboten!“ Gatte ich tags zuvor mein Mittagessen im Garten verzehrt, so suchte ich mit jetzt im Restaurant einen Platz dicht beim Ofen. Zwischen Fleisch und Pfeffer las ich in den Zeitungen die ersten Winterportmanteilpfeifen: auf dem Marienplatz war ein Trommelmann eingetroren; im Hauptbahnhof war infolge der Schmelzen ein Lärzuzug pünktlich eingetroffen. Auch eine Sentenz gab es: zwei Gerichtsbescheide wollten sich wegen eines verflochtenen Unterlaufesgegenen duellieren; der eine behauptete, der Mann sei am Tischlag gestorben, der andere blieb dabei, er sei erstochen. Glücklichweise stellte ein zum Schiedsrichter ernannter Mediziner in letzter Minute Mißbarmentzungung fest.“ Wieder fuhr der Baron das Punschglas, kräftigte sich und fuhr fort: „Als ich nach einer Stunde das Restaurant verließ, trug mich heimale der Schlag; es regnete in Strömen. Auf den Straßen radelten die Leute in Kaskanen. In einem Dampfisch kaufte die Feuerwehre vorbei, denn der Blitz hatte irgendwo eingeschlagen. Ich telephonierte eine roten lag ich drei Tage hinweg krank. Eine Mischung von Gefäßlung und Mischung; ich hatte frohfallen, die aber ganz mit Sommerpfeifen bedeckt waren. Um Frieder phantasierte ich los; ich stellte ein Mäntchen Dezemberverbotlich zumotmen. Bedrohete mit Pelzmantel, nachtr Güße mit Schittschüssen, Strohhut mit Ohrenkaskanen. Es war die schwerste Krankheit meines Lebens, und hätte ich nicht zum zehnten Dezember an abwechselnd Sonnenbäder und Schneebewandlungen nehmen können, wer weiß, ob ich noch am Leben wäre, und Ihnen diese mehr Geschliche erzählen könnte.“

Münchhausen fährte, seine Gasse dauten ihm und beschiedigten sich. Und als sie die Zeppe hinunterflogen, da meinte Einer, der den Münchner Dezember aus Erfahrung kannte: „Unser guter

Baron! Nun ja, er erzähret ein bißchen, aber was Wahres ist dran! Was Wahres ist dran!“

Ein russischer Fürst in Berliner Theaterschulen.

H. H. Fürst Serge Woltonski, Hofmeister des Kaisers von Rußland, ist nach Berlin gekommen, um die verschiedenen Theaterschulen zu studieren. Der Fürst, dessen Bruder Wizepräsident der Duma ist, besucht in diesen Tagen die Theaterschulen von Reinhardt, Emanuel Reicher, das Sternsche Konservatorium usw. Im Jahre 1899 und 1900, also zwei Jahre, war der Fürst Intendant des Kaiserlichen Theaters in Petersburg und Moskau. Das Alexandertheater in Petersburg, das Marienbader Theater für Opern und Ballet, das Michaeltheater mit seinem französischen Repertoire, und die Theater in Moskau, standen unter seiner Leitung. Jetzt er er nicht mehr Intendant der Kaiserlichen Theater ist, hält er Vorlesungen über Kunst und Theater in Petersburg, Amerika und in andern Ländern. Seine Ansicht ist, nachdem er auch Wien und Dresden besucht hat, eine ausführliche Studie über die Kunst im Allgemeinen und die Kunst im Besonderen, die in Berlin zu schreiben. Denn Rußland soll kein System besitzen, junge Schauspieler heranzubilden. Gute Lehrer gibt es bei uns eigentlich nicht. Ich sehe es als meine Aufgabe an, in dieser Sache einzutreten. . . ., sagte mir der Fürst.

Wie plauderten längere Zeit und immer wieder über Kunst. Wie diplomatisch ich auch dann und wann das Gespräch auf das politische Rußland zu bringen trachtete, kamen wir doch fortwährend auf die Kunst, die „feine Gewerbe Kunst“, auf die ichre Kunst, die aus Esten, Germanen und anderen Völkern“ macht, auf die „freie Kunst“, die nur dem internationalen, unversetzten Jenor gebührt, zurück. Ich fragte den fürstlichen Kunstsachverständigen, welche ausländischen Autoren an den Kaiserlichen Theatern aufgeführt würden, wie der öffentliche Gesehmack sei, ob der Jar sich für Kunst interessiere usw. und ich habte verschiedene Sachen, die, wenn nicht ganz neu, immerhin für die Dezer Interessant sein können. In den Kaiserlichen Theatern werden ebenlo wie in andern Völkern hauptsächlich Schafpeare, Moliere, Schiller und Jöher zur Darstellung gebracht. Inzwischen werden klassische russische Autoren und jüngere russische Schriftsteller gebrüet. Auch die besten modernen ausländischen Dichter kommen